

# Im Nebel [Fortsetzung]

Autor(en): **Tinseau, Léon von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **6 (1902)**

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575488>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

wild bewegte Natur, wie sie uns etwa Adolf Stäbli geschildert hat, leidenschaftslose, ruhige Naturbetrachtungen, die auf den Wiesen zitternde Morgen- und Abendsonne, den einsamen, von Bäumen beschatteten Fluß, die alten Bäume am Weg, — das sind die Dinge, die uns der Künstler mit besonderm Glück beschreibt.

In Sandreuter haben wir einen jener wenigen Künstler zu sehen, denen die Kunst der Ausdruck ihres Lebens ist, der seine ureigensten Empfindungen den Schöpfungen verwob, die unter seiner geschickten Hand entstanden, und darum gerade tragen sie alle den Zug des wirklich Empfundnen, des lebenswahr gegebenen Kunstwerkes, eine Eigenschaft, die Scheinkunst von wirklicher Kunst unterscheidet und darum gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Nie hat der Beschauer den Eindruck eines mühsam zusammengestellten Machwerks, auch dann nicht, wenn der Künstler Phantasiegebiete betritt, für die uns das profane Leben keinen Vorwurf bietet.

Von den Werken der Zürcher Ausstellung stehen zwei Bilder im Mittelpunkt, die auf der Basler Ausstellung in der Masse nicht vorteilhaft zur Geltung kamen, dekorative Wandgemälde: „Quelle“ und „Bad“, zwei Kompositionen, über die ein fast antiker Zauber ausgebreitet ist, junge Mädchen beim Wasserholen und im Bad in klassischer Auffassung gegeben.

\* \* \*

Die beiden Ausstellungen in Basel und Zürich werden dazu beigetragen haben, Sandreuters Schöpfungen auch denen zu erschließen, die den Künstler noch nicht in ganzer Größe kennen gelernt, und von seiner Bedeutung weitere Kreise zu überzeugen. Bei seinen Lebzeiten wurde der Verstorbene, wie unzählige andere

auch, nicht hinreichend gewürdigt; die meisten sahen in ihm nur den Nachahmer Böcklin'scher Werke, ohne auf seine Persönlichkeit weiter einzugehen. So lesen wir noch in einem vor zwei Jahren erschienenen verbreiteten Künstler-Lexikon: Sandreuter Hans, Maler, geb. 1850 zu Basel, er ahmte Böcklin'sche Bilder nach. Offenbar hat der Verfasser Sandreuter nicht gekannt. In seiner Vaterstadt Basel wurde es noch rechtzeitig offenkundig, welche kraftvolle Persönlichkeit sich in ihm barg, und eine Reihe kunstverständiger Männer ließen es sich angelegen sein, dem Tüchtigen zum Ziel zu verhelfen. In gerechter Würdigung seines Könnens fügte man 1897 bei der Jubiläumsausstellung in Basels Kunsthalle zur Feier von Böcklins siebenzigstem Geburtstag zu den 85 ausgestellten Bildern auch Sandreuters „Jungbrunnen“ bei, nicht als ob man damit hätte sagen wollen, das Werk wäre eine gute „Nachahmung“ Böcklins — über diese Auffassung war doch ein verständiges Publikum hinausgekommen — sondern um damit zu zeigen, daß Sandreuter Böcklin'scher Art am nächsten gekommen. War es doch auch Böcklin, der zuerst sein Talent erkannte und stets in regem Verkehr mit ihm stand als mit dem Manne, der sein Schaffen am besten erfaßte. Zu wiederholten Malen trat er, wenn sich Gelegenheit bot, für Sandreuter aufs wärmste ein, und bei verschiedentlichen Anlässen gab er über ihn das denkbar günstigste Urteil ab.

Die Basler und die Zürcher Ausstellung, ihre allseitige Würdigung und das Interesse, das dem verstorbenen Künstler weit über die Grenzen der Schweiz hinaus entgegengebracht wird, sind die schönsten Dokumente seiner allseitigen Anerkennung. Basel kann stolz sein, neben einem Böcklin noch einen Sandreuter hervorgebracht zu haben.

## ✻ Im Nebel. ✻

Roman von Léon von Tinsau.

### XIII.

An dem zum Besuch des Louvre festgesetzten Tag erschien Felix als erster bei seiner alten Freundin, was seinem Eifer Lobsprüche eintrug.

„D,“ antwortete er, „ich bin nicht etwa entzückt von der Rolle eines Elefantenführers, die Sie mir offiziell übertrugen. Miß Leslie flößt mir sogar ein wenig Scheu ein; zugleich aber fühle ich Mitleid mit ihr. Ihre Cousine ist so kalt gegen sie! Ist Ihnen das nicht aufgefallen?“

„Sie erwarten doch nicht, daß ich gegen Alexandrine Stellung nehme?“ erwiderte die kluge Julie. „Denken wir jetzt nur daran, der jungen Ausländerin eine angenehme Stunde zu bereiten. Seien wir gastfreundlicher, als die Pariser es gewöhnlich sind. Weshalb behaupten Sie, daß sie Ihnen Scheu einflößte?“

„Ich mag die amerikanische Rasse nicht: sie ist egoistisch.“

„Sie sind kindisch, mein lieber Junge. Angenommen, daß die amerikanische Rasse — wenn man von einer solchen sprechen kann — egoistisch sei: was beweist das

gegen Edna? Sie werden wohl schon Spanier, die nicht hochmütig, Söhne Albions, die nicht treulos, ja sogar Franzosen, die nicht leichtfertig waren, kennen gelernt haben?“

Ghe Herepian antworten konnte, erschien Edna. In dem durch ihre Ankunft verursachten plötzlichen Schweigen studierten sich die jungen Leute mit Blicken, die sehr viel Zurückhaltung verrieten. Frau Bernier sagte, um das Eis zu brechen: „Wir beginnen also mit dem Louvre? Miß Leslie wollte mit der Akropolis beginnen. Aber es ist geraten, unsern Führer auf die Probe zu stellen, um zu wissen, ob wir den gefälligen Dichter in das Land des Praxiteles mitnehmen sollen.“

Felix erwiderte mit feinem Lächeln: „O weh, mein Fräulein, ich hätte unsere gemeinsame Freundin für weniger ungeschickt gehalten: sie bezeichnet mich einer Bürgerin des positivsten Landes der Welt als Dichter, was mehr als genügend ist, um mir in Ihren Augen zu schaden.“

„Aber nein, mein Herr. Dies wäre nur der Fall,

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.



**Pferdekampf.**

Ölgemälde von Rudolf Koller  
im Besitz von Herrn Weiss, Grant, Zürich.

wenn Ihre Verse schlecht wären. Man bekommt sie doch zu lesen, nicht wahr?"

Hierauf mußte Felix wohl oder übel seinen Band Gedichte versprechen.

"Sie werden nicht der einzige noch lebende französische Dichter sein, dessen Werke in meiner Bibliothek zu finden sein werden. Und Sie, Herr Heropian, kennen Sie unsere Dichter?"

"Longfellow ist in der ganzen Welt berühmt," sagte der junge Mann ausweichend.

"Das Ausland räumt uns einen Dichter ein: Longfellow, wie es uns eine Naturschönheit einräumt: den Niagara. Seien Sie versichert, daß wir deren noch andere haben!"

"Sie werden mir gestatten, zu glauben, daß Amerika reicher an Naturschönheiten als an Dichtern ist."

"Fangen Sie nicht an über Poesie zu sprechen, lieber Meister, sonst kommen wir heute nicht in den Louvre," sagte Frau Bernier lachend.

"Wenn man mich 'lieber Meister' nennt, ziehe ich mich zurück. Mit 'lieber Meister' werden heutzutage die Anfänger angesprochen."

"Wie wollen Sie denn titulierte sein?"

"Nennen Sie mich 'lieber Genius'; das genügt für den intimen Verkehr."

"Nun denn, lieber Genius, steigen wir in die Straßenbahn ein."

Heropian war ziemlich überrascht zu sehen, daß eine Erbin von dritthalb Millionen keine Abneigung bewies, dieses plebejische Vehikel zu benutzen. Nachdem alle installiert waren, frug er in einem Ton, der etwas ungläubisch klang: "Sie lieben die Kunst, Miß Beslie?"

"O, ich gebe mich keiner Täuschung hin bezüglich der Unwissenheit meines Vaterlandes in Sachen der Kunst. Wir sind eine ganz junge Nation: Diamanten und Perlen sind nicht in der Noursery zu finden. Die Kunst ist der Luxus der Völker, welche die Kinderschuhe ausgetreten haben."

"Wenn sie nicht der Nachlaß alt gewordener Völker ist. Am ehesten ist sie indessen vielleicht das Vermächtnis der Toten. Wenn Sie wollen, beginnen wir unsern Rundgang mit den verschwundenen Kulturvölkern."

Es war interessant, die junge Amerikanerin bei den Schatten des Esosotris und Menkera weilen zu sehen. Sie war genugsam in der Geschichte bewandert, um sich in diesem Labyrinth von Jahrhunderten und Dynastien zurecht zu finden. Sie verwechselte nicht

Memphis mit Theben, Heliopolis mit Abydos. Felix wurde hiedurch noch mehr gegen sie eingenommen; denn die — wenn auch unabsichtliche — Manifestation weiblichen Wissens berührte ihn, wie die meisten Männer, unangenehm.

Aber sie schien bald ganz in diese Kulturperiode einzubringen, sich sozusagen darin festzuhalten. Sie schloß ihren Katalog und versank in Schweigen. Der Verstand hatte seine Arbeit beendet; sie überließ sich nun ganz dem Eindruck des Gesehenen, im Geist Durchlebten. Felix Heropian benützte diese Ruhe, um sein Recht als Dichter geltend zu machen.

"Ich gestehe," sagte er, "daß diese Pyramiden, Tempel, Obelisken und Nekropolen mit ihren Sphinxen mich weniger ansprechen als der einzige Name: Kleopatra! Sind Sie nicht auch meiner Meinung, mein Fräulein?"

Ebna, die in Gedanken vertieft zu sein schien, fuhr bei dieser direkten Interpellation zusammen.

"Ich dachte eben an Kleopatra, als Sie sie nannten," antwortete sie. "Ich fühlte mit ihr die erschlassende Wirkung der langen heißen Stunden in den mit den Bildnissen des Osiris und Ammon geschmückten Gallerien. Ich blickte mit ihr in die Ferne hinaus, auf den großen, trägen Fluß in der Ebene:

"Dort, in dem schläfrigen, goldigen Lichte schleicht  
Träge und langsam der Nil,  
Die Ufer umsäumt von schlankem Papyrusstiel, bergend  
Das kluge Krokodil.  
Der Lotos schwebt auf dem Wasser  
Und öffnet den goldenen Kelch.  
Unter den breiten, die Wellen bedeckenden Blättern  
Kuft die Strömung keine Bewegung hervor."

"Bravo!" rief Heropian. "Welch' klare, köstliche Poesie! Von wem sind diese Verse?"

"Von einem unserer Dichter, der gottlob noch lebt. Sie sehen, die Art ist mit Longfellow nicht ausgestorben."



Scherzender Faun. Gemälde von Konrad Grob.

Wie bedauere ich, Ihnen nicht das ganze Gedicht von Story über Kleopatra hersagen zu können, obwohl er sie für eine Frau, die alles dem Ehrgeiz opfert, etwas zu verliebt gestaltete."

"O, tadeln Sie Ihren Dichter nicht! Das Interessanteste an der Frau ist die Liebe."

"Ich bin bereit, Ihnen beizupflichten, wenn Sie unter Liebe das Herz, das heißt: Güte und Edelmut verstehen. Dies waren jedoch nicht die Eigenschaften, die Kleopatra auszeichneten."

"Möchten Sie nicht, daß Ihre jungen Pariser Freundinnen sie hören könnten?" frug Frau Vernier.

Herepian antwortete achselzuckend: "Sie würden sie nicht verstehen. Ich bin selbst starr vor Staunen. Wer hätte mir gesagt, daß ich heute so lange über Poesie und Liebe sprechen würde?"

"Das ist wohl eine Andeutung, daß man nicht mehr darüber reden soll," schloß Edna ein wenig verwirrt. "Da drüben habe ich keine Zeit, so viel zu schwätzen. Aber ich habe, wie Sie wissen, Ferien."

Sie blieb von nun an beim Gebiet der Kunst und Geschichte: der halbgelüftete Schleier ward wieder herabgelassen. Da übrigens Frau Vernier ermüdet schien, verließ die kleine Gesellschaft den Louvre bald. Beim Abschied sagte die gute alte Frau zu ihrer jungen Freundin: "Der Kontrast ist das Salz des Lebens. Sie verlassen soeben den Palaß der Pharaonen, wie wäre es, wenn Sie an einem dieser Tage dem Palaß des größten Königs von Frankreich einen Besuch abstatten würden? Mein lieber Felix, wollen Sie Miß Leslie nach Versailles begleiten? Es würde meine Kräfte übersteigen."

"Aber gewiß . . . wenn Sie glauben . . . daß es . . . thunlich sei . . ." stotterte der junge Mann erstaunt.

"Es ist thunlich. Erstens ist Miß Leslie Amerikanerin, was das Leben sehr erleichtert, zweitens wird sie bald Ihre Cousine sein. Ich denke, Ihre Braut wird nichts dagegen einzuwenden haben. Sie können sie übrigens heute abend fragen." —

Alexandrine brachte selbst das Gespräch auf Edna.

"Nun," fragte sie mit fieberhafter Neugierde, "wie ist der Besuch des Louvre ausgefallen? Sind Sie unterjocht?"

"Ich bin nicht unterjocht; aber ich bin aus dem Konzept gebracht. Ihre Cousine benutzt die Straßenbahn; sie rezitiert Verse; sie nennt die Liebe beim Namen; sie wird ganz erregt beim Anblick einer schönen Statue und hat das Wort Dollar nicht ein einziges Mal in den Mund genommen."

"Ah! . . . Ihr spracht über die Liebe?"

"Mein Gott, ja! Sie werden uns wahrscheinlich sehr lächerlich finden. Indes, man muß uns entschuldigen: Ihre Cousine kommt fast von den Antipoden, und ich bin ein Provinzler. Erinnern Sie sich, was Sie mir eines Tages sagten? Nun, von Ihnen beiden ist Miß Leslie die Schäferin von Florian."

"Somit bleibt Ihnen nur noch übrig sie zu heiraten," sagte Alexandrine mit fremd klingender Stimme. Herepian faßte die Sache als Scherz auf.

"Das soll heißen, daß Sie mir es erlauben würden. Einstweilen habe ich Sie um eine minder ernste Erlaubnis zu bitten: ich soll mit Ihrer Cousine nach Versailles fahren; die Idee stammt von Frau Vernier."

"Frau Verniers Ideen sind immer gut. Gewiß: man muß Versailles sehen. Ich bin entzückt, daß Edna Ihnen gefällt."

Die arme, bleiche Alexandrine sah nichts weniger als entzückt aus; aber das Zimmer war dunkel, und Felix hatte keine Beobachtungsgabe.

"Gefällt sie Ihnen nicht auch?" frug er in etwas strengem Ton. "Unter uns gesagt, ich staune, daß Sie Frau Byzdeklo noch nicht darauf vorbereitet haben, ihre älteste Enkelin zu empfangen. Sie haben dabei ein persönliches Interesse: die Veröhnung würde es Ihnen ermöglichen, mit Ihrer Cousine auszugehen."

"Und sie bei mir zu sehen. Das würde zugleich Ihre Abende minder eintönig gestalten. Ich versichere Sie, daß ich fortwährend daran denke; aber unglücklicherweise ist die Veröhnung nicht so leicht zu bewerkstelligen, wie Sie glauben: ich muß eine günstige Konjunktur erspähen. Gehen Sie inzwischen mit Edna nach Versailles, mein Freund!"

Derartige perfide Zugeständnisse, die weit ärger sind als eine Weigerung, sind manchen Frauen sehr geläufig. Wenn man sie besser kennt, durchblickt man die Lüge eines armen, gequälten, stolzen Herzens und weist die erteilte Erlaubnis mit einem zärtlichen Wort zurück. Und dann, welcher Lohn! Allein Herepian wußte nicht, daß Alexandrines Herz in der Ruhe und Stille ihrer neuen Existenz erwacht war. Er wußte nicht, daß sie fürchtete, Edna in diesen Salon eindringen zu sehen, wo sie Felix täglich begegnen mußte. Er hielt seine Braut für lieblos gegen eine allein stehende Waise, deren aufopfernde Schwester sie hätte sein sollen.

"Gut," sagte er; "ich werde nach Versailles gehen. Meine zukünftige Cousine soll wenigstens eine Person haben, die sich um sie bekümmert, wenn Frau Vernier sie nicht begleiten kann."

Sie trennten sich wieder einmal in unbehaglicher Stimmung.

(Fortsetzung folgt).

## \* An den Schlaf. \*

Todesbruder! Heil'ger Kräfte Born!  
Träuße mir aus deinem Schummerhorn  
Süße Ruhe des Vergessens nieder!  
Leicht und rasch ist sonst dein nah'nder Gang;  
Sag', was zögerst heute du so lang,  
Einzuschlälfern diese müden Glieder?

Eines Tages kommt der Sohn der Erde,  
Löset des Herzens jegliche Beschwerde,  
Immerschläfer Tod, der Güte voll . . .  
Doch so lang er zögert noch im Werke,  
Gib mir, Schlaf, die immer neue Stärke,  
Freund der Musen du und des Apoll!

Emil Hügli, Chur.